

Vom Untergang des alten Bern : aus dem letzten Band der Geschichte Berns von Richard Feller

Autor(en): **Feller, Richard**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde**

Band (Jahr): **22 (1960)**

PDF erstellt am: **16.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-243953>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

VOM UNTERGANG DES ALTEN BERN

AUS DEM LETZTEN BAND DER
GESCHICHTE BERNS VON RICHARD FELLER¹

Niklaus Friedrich von Steiger und Karl Albrecht von Frisching

Niklaus Friedrich von Steiger galt seit langem als der Mann, der Berns Namen erhöhte. Er ging gegen die Siebzig und versah von Ostern 1797 bis Ostern 1798 das Amt des regierenden Schultheißen. Er war von Anfang an der Revolution feind und blieb sich darin unter Schicksalsschlägen treu. Seine Tugenden gewannen in der Bedrängnis Berns an Licht. Den Gegnern erschien er um so bedrohlicher, als eine gewisse Undurchdringlichkeit ihn entfernte.

Steiger hatte den Sieg der Mächte erwünscht, aber nicht auf ihn gebaut. Seit 30 Jahren in der Politik der Orte bewandert, hatte er sich nicht der Hoffnung überlassen, die Schweiz werde gegen Frankreich die Waffen erheben. Dafür widerfuhr ihm die traurige Genugtuung, daß sich seine düstere Voraussicht bestätigte. Hatte er 1790 in einer Denkschrift an die Höfe vorausgesagt, Frankreich werde zur Republik übergehen und die Nachbargebiete an sich reißen, so war das durch die Ereignisse erhärtet worden. Nun schien sich das Verhängnis an der Schweiz vollenden zu wollen. Er deutete es vom Glauben aus und bekannte Barthélemy, es sei eine Heimsuchung, mit der die Vorsehung Europa für seine Sittenverirrung strafe. Da Frankreichs Vormacht Verlassenheit über die Schweiz verhängte, entschwand die Aussicht, das Vaterland zu retten. So abgründig tat sich die Zukunft auf, daß er meinte, nur ein offener und rascher Angriff gegen die Franzosen könne das Land noch retten, während der Aufschub zur Zersetzung führe. Zum öffentlichen gesellte sich für Steiger das häusliche Leid. Seine schwache Gesundheit nötigte ihn zu längern Urlauben, die von den Gegnern benutzt wurden. Sein einziger Sohn stürzte sich 1797 durch sorglosen Lebenswandel und übereilte Geschäfte in Geltstag.

Steiger hielt in der niedersinkenden Einsamkeit die Entschlossenheit hoch, sich zum Opfer zu bringen, um die Ehre, den Namen, die Vergangenheit Berns zu retten. Im Großen Rat sprach er ermutigend, bis sein Kopf auf den Block gelegt werde, verzweifle er nicht. Er hat überall den Eindruck des Ungemeinen hinterlassen; erst die Nachwelt ermaß, daß er zu den Berufenen gehörte, die vom Unglück die Größe empfangen. Er lieb dem Verhängnis seines Standes den Strahl des Adels.

Karl Albrecht von Frisching vertrat die Klugheit des Augenblicks; man dürfe sich nicht in die innern Verhältnisse Frankreichs einmischen, dann

¹ Richard Feller: Geschichte Berns. Band IV. Der Untergang des alten Bern (1789—1798). Bern, Lang, 1960.

werde Frankreich Gegenrecht halten und die Schweiz in Ruhe lassen. Die Siege der Revolution bestärkten ihn, der Freundschaft mit Frankreich immer größere Opfer zu bringen und die französischen Übergriffe umzudeuten. Diese Nachgiebigkeit nach außen erforderte die Unnachgiebigkeit nach innen. Er trat den Versuchen entgegen, mit Frankreich sich von gleich zu gleich zu stellen und mit ihm ernstlich abzurechnen und verrief die Maßnahmen der Abwehr als landesgefährlich, schon weil er hinter ihnen Steiger vermutete. Seine Eifersucht auf den größern Mann blieb wach, da sie von den Unfällen seines Ehrgeizes genährt wurde. Er verzieh Steiger nicht, daß er 1791 nicht zum Schultheißen gewählt wurde. Es wurde ihm erfrischende Gewohnheit, für alles Unglück Berns Steigers Unzulänglichkeit verantwortlich zu machen. Dabei beschattete die Leidenschaft den Verstand so sehr, daß er das Augenmaß für das Erlaubte verlor. So schrieb er dem vertrauten Bürgermeister Peter Burckhardt von Basel 1797 über Steiger: «Seit dieser Mann von 1764 an in der Regierung sitzt, ist ihm keine Verhandlung gelungen, weil er nie den geraden Weg gegangen ist.»

Frisching leistete mit seinem fließenden Wort, seiner klingenden Zuversicht, seiner Fähigkeit für vielseitige Verbindungen, namentlich seinem Verhältnis zu Barthélemy Bern manchen Dienst, so daß er sich für den Staatsmann hielt, der die Republik rettete. Wohl vermochte er seinen Anhang mit klingenden Losungen hinzureißeln, nicht aber der bernischen Politik Einsicht und Mannhaftigkeit mitzuteilen. Dabei blieb Frisching Aristokrat, der von den Lehren der Revolution nicht ergriffen wurde. Er nannte sich selbst einen Antidemokraten, und nie kam von ihm ein Vorschlag, die Vorrechte aufzuheben und Bern dem französischen Beispiel anzupassen. So blieb ihm die Genugtuung einer erfüllten Weltanschauung versagt, und er mußte sich der Hoffnung getrösten, daß seine Dienstwilligkeit für Frankreich Früchte tragen werde. Doch mit zunehmender Beklemmung pflegte er diese rechnende Freundschaft, weil er schließlich die Augen vor der französischen Zudringlichkeit nicht mehr verschließen konnte. Es kam der Tag, da die Ereignisse als Irrtum erwiesen, was er als hohe Politik getrieben hatte, da er dem Bürgermeister Burckhardt das Geständnis über die Franzosen ablegte: «Diese Leute lieblosen mit der einen Hand und erdolchen mit der andern; niemand von diesem Volk hat ein Gefühl der Dankbarkeit für alles, was man für sie während sechs Jahren getan hat.»²

Die Neugesinnten

Um Frisching scharte sich, wer mit dem alten Bern nicht zufrieden war, die Grollenden, die sich übergangen fühlten, die Jungen, die sich mit den Lehren der Revolution durchdrangen. Sie übersahen freilich, daß sie in Fri-

² S. 346 f.

sching nur einen Wortführer, nicht einen Bekenner ihrer Überzeugung hatten. Gerade die begabten Köpfe des patrizischen Nachwuchses wurden vom Zeitgeist übernommen. Sie fühlten irgendwie, daß die alte Ordnung mit dem stärkeren Pulsschlag des Lebens nicht mehr übereinstimmte. Mehr noch überließen sie sich dem Zauber der neuen Verheißungen, die nicht nur das geradlinige Denken, sondern auch die Wünsche des Herzens, die Träume jugendlicher Begeisterung befriedigten. Sie liehen den Schlagworten Freiheit und Gleichheit eine Gemeingültigkeit, die sich auf alle Verhältnisse übertragen ließ.

Diese Hingerissenen übersahen die andere Gelegenheit, die ihnen die Zeit bot, an einem großen Verhängnis zu reifen. Frankreich drohte mit dem Unerhörten. Jahrhunderte wurden dort in wenig Jahren eingeschmolzen, die Schranken des Völkerrechts niedergelegt, die Nachbarschaft als Beute, die weite Welt als Pflanzgebiet erklärt, die Vergewaltigung der Schwächern, die Vernichtung der Andersdenkenden durch die Menschheitssendung der Revolution gerechtfertigt. Wohl gingen an der grausamen Wirklichkeit die stolzen Glücksverheißungen in Luftgebilde auf. Es machte nicht Eindruck auf die nachwachsende Jugend. Irgendwie wurde sie durch die stille Erwartung berückt, am Zeitalter selbsttätig mitzuarbeiten. Sie übersah, daß die Voraussetzungen in Paris anders waren als in den Hörsälen von Göttingen. Statt sich mit den herzbeklemmenden Folgerungen auseinanderzusetzen, schaute sie über das Unheimliche hinweg, das ihre Zuversicht erschüttern konnte, und wiegte sich in der Dämmerung verführerischer Träume in dem Wahn, daß die Zeit die Flecken auslöschen werde, daß die Gegenwart leide, damit die Zukunft um so herrlicher aufgehen werde. Großgläubig hoffte sie auf das Seelenwunder, daß die Menschenrechte, die in den Blutschwällen der Revolution eingeschwemmt wurden, die kommenden Geschlechter erlösen würden.

Der Irrtum der Jungen ist begreiflich. Der Nachwelt waren die Erfahrungen mit dem Nachlaß der Revolution vorbehalten. Die Flecken wurden von der Flucht der Jahre nicht getilgt; die Revolution machte mit ihrer Unmenschlichkeit Schule. Freiheit und Gleichheit erreichten eine Stufe, wo sie einander feind werden mußten. Als das gefährlichste Dauererbe erwies sich der Anspruch eines Staates, seine Verfassung als die beste andern Staaten aufzudrängen. Er ließ die gesittete Welt nicht mehr zum Gleichgewicht kommen, er verneinte den Eigenwuchs der Völker und legte die Minen, die den Erdkreis dauernd in Friedlosigkeit versetzten. Das war den Jungen auch zugute zu halten, daß die französische Revolution die erste Umwälzung war, die sie erlebten, darum erkannten sie ihr innerstes Wesen nicht, die Selbstbefriedigung, die fast gesetzmäßig von Untat zu Untat schritt. Noch waren die Redensarten nicht entleert und übten ihren Zauber.

Die Gärung der Jugend erreichte nicht jene Tiefe, wo das Opfer selbstverständlich wird. Die neugesinnten Patrizier brachten nicht die Entschlossenheit zum Verzicht auf. Daher entwickelten sie keine Schöpferkraft, die

einen Plan der Verjüngung entwarf. Und doch hatten sie genügend Zeit, den Staat nach den Lehren der Aufklärung aufzuführen. Dieses Zaudern hatte seinen Grund auch in dem letzten Zweifel, daß der Menscheng Geist wirklich berufen sei, die Vergangenheit durch eine Neuschöpfung nach reinen Begriffen zu ersetzen. So machten sie auch nicht jene Umsetzung der Gedanken mit, die damals anhub. Die französische Revolution empfahl die Volksherrschaft als Weg zur besten Ordnung. Was als Mittel gedacht war, wurde bereits Selbstzweck; die Volksherrschaft galt schlechthin als das Endziel für Völker jeder Stufe. Dafür verurteilten sich die fortschrittlichen Patrizier zur Halbheit. Sie brachten dem Volk eine warme Liebe entgegen, gedachten stets seines Wohles und waren allenfalls zu einigen Zugeständnissen bereit, um ihre bevorzugte Stellung zu retten. So genossen sie ihre Vorrechte weiter und gefielen sich zugleich im Licht der Aufklärung³.

Grauholz

Im Grauholz sah am Abend des 4. März General von Erlach mit geringen Kräften dem Angriff der Übermacht entgegen. Er vereinigte unter seinem unmittelbaren Oberbefehl das Auszögerbataillon Tillier und das Füsiliersbataillon Dachselhofer, beide vom Regiment Konolfingen, das hier den Einsatz zu machen hatte, wie die Oberländer bei Neuenegg, ferner fünf Geschütze und die Aargauer Dragonerkompanie von Tavel, die unter das Nichts der bernischen Reiterei fiel. Die Artillerie bestand aus den beiden Vierpfündern des Bataillons Tillier und drei Sechspfündern unter Hauptmann Meßmer. Die Stellung, genannt im Sand, sollte den Weg nach Bern sperren und war nach den Begriffen der alten Schule gut gewählt. Sie lehnte mit der rechten Flanke an die steilen Waldkuppen des Grauholzes und wurde auf der linken durch das sumpfige Urtenenmoos gedeckt. Die Straße von Solothurn durchschnitt in der Mitte die bernische Linie. Die Stellung hatte von vorneherein ihre Schwächen. Die aufgelöste Kampfweise der Franzosen konnte sie auf den Grauholzhängen überhöhen und über das Moos, das im Frost gangbar wurde, umgehen. Allerdings lag in Deißwil ein Emmentaler Bataillon dreiviertel Stunden vom Sand entfernt und konnte das Moos gegen die Umgehung verteidigen. Aber es war dem Landesausgeschossenen und Wähler Siegenthaler verfallen und brachte sich des andern Tags, vom Kanonendonner ungerührt, nach Hause in Sicherheit. Doch nicht daran lag es. Es war der Hauptmangel der Stellung, daß sie nur von 1000 statt von 6000 Mann gedeckt wurde. Niemand wußte das besser als Erlach. Wider Willen hatte er dem Ortsgeist nachgeben und die verlorene Abteilung von Fraubrunnen verstärken müssen. Noch am 4. März hatte er in Überlegung seiner geringen Kräfte seine Truppen näher an die Hauptstadt zurücknehmen und wahrscheinlich über dem Worblental

³ S. 349 f.

auf der Höhe des Papiermühlehanges eine Abwehrstellung beziehen wollen. Doch der neue Militärausschuß untersagte ihm das, mit Rücksicht auf die Stimmung des Volkes, welches durchgängig vorwärts zu gehen wünsche, und befahl ihm, die Stellung im Sand zu behaupten. Erlach täuschte sich nicht über seine verlassene Lage und bewährte sich in schweren Stunden, wie sie selten einem Berner auferlegt waren, als Edelmann. Er sah den Tod voraus, denn er erkannte die Geister des Abgrundes, die entfesselt waren. Tiefer schmerzte ihn der Verlust der Ehre, den die Kurzsichtigkeit seiner Obern und die Arglist des Gegners seit Wochen vorbereitet hatten. Doch er nahm auch dieses Opfer auf sich und harrte auf verlorenem Posten aus, auf dem das Verderben gewiß war. Vor den Behörden freilich bewahrte er die Zuversicht. Am 5. März um 4 Uhr früh richtete er sein letztes Schreiben an den Militärausschuß: «Die Lage, in welche mich die Stimmung der Truppen täglich und stündlich versetzt, bemüßiget mich, Euer Wohlgeboren zu ersuchen, zu Besänftigung der Truppen, Vermittlung der zwischen ihnen und den Offiziers sich eräugnen könnenden Unannehmlichkeiten, und zu Beantwortung der häufigen Begehren, die von jedermann gemacht werden, mit aller Beschleunigung zwei Repräsentanten aus der Zahl der rechtschaffenen und ein allgemeines Zutrauen (genießenden) mir zu geben, indeme mich die militärischen Beschäftigungen außer Stand setzen, mich mit andern Gegenständen zu beschäftigen.» Erlachs Sekretär Graf eilte mit diesem Brief nach Bern und brachte wohl bei dieser Gelegenheit Erlachs dienstlichen Briefwechsel, eines der wichtigsten Zeugnisse, in Sicherheit. Einen letzten Trost mochte es Erlach spenden, daß er von Getreuen umgeben war. Da waren seine Generaladjutanten Hauptmann Sigmund Kneubühler, der von der Westfront herüberwechselte, um ihm in der letzten Not beizustehen, unersetzlich mit seinem Mut, seiner Schule aus holländischen Diensten, dann Major Rudolf Effinger, der den Proben seiner Tüchtigkeit eine neue beifügen, der Aidemajor von Graffenried, der ihn bis zum letzten Hauch begleiten sollte, und der Ingenieurhauptmann von Varicourt, ein französischer Flüchtling. In seinem Rat saß auch der wackere General Danican, ebenfalls ein Verstoßener Frankreichs.

Schultheiß von Steiger löste das Wort ein, das er vor einigen Monaten dem Geschichtsschreiber Johannes von Müller gegeben hatte: «Mein siebzigjähriger Kopf soll sich unter kein Joch beugen.» Er holte den Waffenrock eines Majors hervor, den er in rüstigeren Tagen getragen hatte, legte das Band des Ordens vom Schwarzen Adler an und fuhr um zwei Uhr in seiner braunen Kutsche von Bern ab, um im Grauholz mit seinem Freund General von Erlach die letzte Not Berns zu teilen. Sein Bruder, sein Neffe Niklaus Jenner, sein treuer guter Christian Dubi von Burgistein, Korporal der Stadtwache, und ein Kammerdiener begleiteten ihn. Auf dem Breitfeld stieg er aus und sprach zu den aufrührerischen Oberländern, die sich am folgenden Tag bei Neueneegg wacker hielten. Diese Fahrt und die Rede machten auf die Zeitgenossen einen tiefen Eindruck. Noch am gleichen Tag schrieb Statthalter Wyß nach Hause:

«Nun ist Ihre Gnaden entschlossen, wann der Angriff in dieser Nacht oder wann er erfolgen wird, sich an die Spitze der Truppen zu stellen. Euer Gnaden können sich vorstellen, welche anstauende Bewunderung dieses Benehmen allgemein und auch bei seinen entschiedensten Gegnern veranlassen thut.» Noch andere Glieder der alten Behörden suchten Erlachs Lager auf. Adjutant Effinger fand auf dem Aargauerstalden seinen Oheim, den betagten Ratsherrn Franz Victor Effinger, der bewaffnet dem Grauholz zustrebte, und versuchte vergebens, ihn von dem gefährlichen Gang abzuhalten. Der Alte trug im Herzen, was der Name Bern verlangte; der Neffe sann nur, was der Greis im Gefecht sollte. Zu Erlach schlug sich durch Samuel Stettler, Landvogt von Gottstatt, der sich des Lebens nicht mehr sicher fühlte, seit sein Bruder, der Oberst, ermordet worden war.

Am Lagerfeuer im Sand lebte noch der letzte Glaube an das alte Bern. Steiger und Erlach tauschten Worte, den Widerstand im Oberland aufrecht zu erhalten, wohin man Geld, Kriegsbedarf und Vorräte hatte abgehen lassen. Nachdem der General die Truppen besichtigt hatte, begab er sich mit Steiger und dem Gefolge in das Badhaus Ittigen zum Nachtessen. In den Sand zurückgekehrt, verbrachten sie die Nacht am Wachtfeuer, der gebrechliche Steiger auf einem Holzsitz zwischen Dubi und dem Kammerdiener. Da ereignete sich ein Zwischenfall, der zu manchem Gerücht Anlaß gegeben hat. Zwei Reiter kamen von Fraubrunnen her. Der eine erwies sich als der Weibel Iseli von Jegenstorf, ein Beamter des Generals, der dort die Herrschaft hatte, der andere war ein Bauer, der ihn begleitete. Iseli war vom Weibel Niklaus gesandt, dem General zu melden, daß die Soldatenversammlung ihn zum Oberbefehlshaber auf dem Tafelfeld erhoben habe. Wie Erlach die Meldung empfing, ist unbekannt, weil unversehens Aufregung entstand. Adjutant Effinger bemerkte, wie der Bauer plötzlich eine Pistole aus der Halfter zog, und packte sie, während der Bauer in den Wald entsprang. Die Umstehenden glaubten an einen Mordanschlag auf den General, wie sie damals in der Luft lagen; dagegen sprach, daß Iseli ein ehrlicher Mann war und mit ehrlichem Auftrag kam. Wahrscheinlich verlor der Bauer inmitten von unbekanntem Bewaffneten die Nerven und wollte sich mit der Pistole gegen allfällige Angriffe wehren. Die Geister aus dem Volk waren damals verbogen und auf das Gräßlichste gespannt.

Noch dunkelte der Morgen, als um fünf Uhr vom Tafelfeld her Kanonendonner erscholl. Erlach sandte den wohlberittenen Effinger mit zwei Dragonern zur Erkundung ab. Als die Sonne aufging, die noch diesen letzten Tag des alten Bern bestrahlen sollte, sagte er ahnungsschwer zu Varicourt: «Mein Freund, ich sehe die Sonne aufgehen, aber für mich wird sie nicht untergehen.» Der Gefechtslärm verstärkte sich, die Truppe trat im Sand unter die Waffen. Vor ihr dehnte sich eine Wiese, auf drei Seiten vom Wald umfaßt, nach Norden, wo die Solothurnstraße herkam, offen. Nach dieser Richtung machte das kleine Heer Front. Links der Straße, die seine Linie recht-

winklig durchschnitt, stand das Bataillon Tillier, rechts das Bataillon Dachschofer, beide nur durch Holzverhaue, im Rücken durch den Wald gedeckt. Die Schwäche lag in der linken Flanke, wo Tillier auf dem wohl sumpfigen, aber nun gefrorenen Moos umgangen werden konnte. Es bot eine ungenügende Deckung, daß Tillier eine Kompanie gegen das Moos hin abzweigte. Die Dragonerkompanie stand hinter Tillier. Auf der Straße bremsten die drei Sechspfänder Meßmers den feindlichen Anmarsch, während Leutnant Rodt seine beiden Vierpfänder auf den äußersten linken und rechten Flügel verteilte, so daß sich sein Feuer mit den Sechspfändern kreuzen konnte. Nicht einhelligen Geistes traten die Truppen an. Viele suchten in der Feldflasche Stärkung, behängten sich mit geweihten Stücken zur Abwehr der Feuerkugeln, zogen das Gebetbuch hervor. Einst sanken vor der Schlacht die Eidgenossen auf die Knie und baten den Himmel mit zertanen Armen um den Schutz des Vaterlandes. Jetzt ließen sich einzelne nieder, um für ihr Leben Frist zu erhalten. Trotz solcher Schwächen reihten sich die Bataillone ein. Noch trat Schultheiß Steiger vor die Linie, und der kränkelnde Greis, den keine Aufbietung, sondern eine innere Pflicht auf das Schlachtfeld rief, überwand seine Schwäche und sprach in einer Haltung zu den Soldaten, die ein Vorbild der Überwindung sein konnte. Erlach ritt die Linie ab; übel bemerkten die Soldaten in seinem Gefolge Danican und Varicourt, Ehrenmänner, die wegen ihrer französischen Herkunft für Verräter galten.

Schon die Römerzeit kannte die Erfahrung, daß in einem Treffen die Augen zuerst besiegt werden. Diese Probe bestanden die Berner, als vom Tafelenfeld her auf der Solothurner Straße im strahlenden Morgenrot die Säule der Flüchtigen abgerissen und entgeistert daherströmte. Ohne anzuhalten stürmte sie lärmend durch die Linie und dachte keinen Augenblick daran, sich anzuschließen. Ein völliger Stimmungsumschwung hatte die Leute aus der Haltung geworfen. Hatten sie auf dem Tafelenfeld ungeschickt, aber tapfer gekämpft, jetzt hatten sie das Vaterland aufgegeben und dachten nur noch an ihre Rettung. Sie hatten ihre Pflicht getan, mochten andere nun die ihre erfüllen. Es war eine Leistung, daß die bernische Linie nicht wankte und die Flüchtigen durchließ. Wohl mochte mancher im stillen sie beneiden und die Versuchung spüren, sich ihnen anzuschließen. Für die andern schlug die Stunde, da das Leben der Güter höchstes nicht ist.

Den Fliehenden folgten die französischen Husaren. Leutnant von Rodt empfing sie mit Kartätschen und brachte sie zum Stehen. Auf der Straße von Solothurn tauchte gegen acht Uhr die französische Vorhut unter Brigadegeneral Ruby auf, die sich nach dem ersten Gefecht hatte sammeln müssen, fünf Bataillone, zwei Husarenregimenter und reitende Artillerie, und entwickelte sich wie gegen einen starken Feind. Die Artillerie fuhr auf einer kleinen Erhebung links der Straße auf. Zwei Bataillone der Schwarzen Halbbrigade zweigten ab, um die linke Flanke des Bataillons Tillier über das gefrorene Seedorfmoos zu umgehen; sie waren allein stärker als die Berner. Ein

Bataillon der 89. Halbbrigade suchte sich am Hang des Grauholzes im Wald einzunisten und die rechte Flanke der Berner zu bedrohen. In der Front unterhielt Ruby ein hinhaltendes Gefecht, um die Umgehung reifen zu lassen. Die Berner konnten nur aus der Verteidigung kämpfen; aus den Verhauen sprühte dem Gegner ein lebhaftes Gewehrfeuer entgegen. Die Mannschaft der beiden Vierpfünder auf den Ecken hielt sich trefflich, trotzdem sie zum erstenmal im Feuer stand, während die Kanoniere der drei Sechspfünder auf der Straße nach ein paar Schüssen trotz der Anstrengungen des wackeren Hauptmanns Meßmer ängstlich den Rückzug erzwangen. Die Vierpfünder lenkten mit ihrer kräftigen Erwiderung das französische Geschütz auf sich. Eine Kugel schlug in die Protze des rechten Stückes und sprengte sie in die Luft. Da die Ladung nun fehlte, wurde es von der Mannschaft abgeführt. Leutnant von Rodt, der es geleitet hatte, begab sich zum linken Stück, setzte dort das Feuer mit einer genau arbeitenden Mannschaft fort, die einzige Kanone, die im Sand schoß, während Hunderte von Stücken in den bernischen Zeughäusern lagen. Wie die Umgehung reifte, tauchten vor den bernischen Verhauen zwei französische Bataillone im Pulverdampf auf.

Vorn in der Schützenlinie des Bataillons Tillier hielt Schultheiß von Steiger, an einem gefällten Baumstamm den Kampf überblickend, von seinen Getreuen Dubi und von Allmen gestützt. Seltsam schieden sich die Lose. Er stand im Kugelregen, während sein Gegner Frisching mit befriedigtem Ehrgeiz zur selben Stunde auf dem Rathaus eine Regierung des Augenblicks leitete. Er mochte sich nun über Steiger erheben, dem nach seinem Wort seit 1764, da er in die Regierung trat, keine Verhandlung geglückt sei, weil er nie den geraden Weg gegangen sei. Nun hatte ihn das Unglück in das Grauholz geführt. «Im größten Gewirre und Lärm stand er da, seinen Tod suchend und harrend, ob ihn nicht eine Kugel treffen würde; er sprach aber nichts», erzählt Dubi. Ihn verschmähete die ersehnte Kugel, während an seiner Seite sein Gesinnungsfreund Ratsherr Effinger von Schüssen getroffen sank.

Wie die beiden französischen Bataillone in der Front andringen, antwortet aus den Verhauen ein heftiges Kleingewehrfeuer. Doch es kommt nicht zum Nahkampf wie bei Neuenegg. Im Rücken ertönt Feuer. Es ist die 14. Halbbrigade, die vom Tannacker her gegen die bernische Rückzugsstraße vordringt. «Herr Tillier und Herr Dachselhofer ermahnten unaufhörlich und mit beweglichsten Ausdrücken ihre Leute zum Kampf und Widerstand», erzählt Dubi. Es war umsonst. Wie die Mannschaft den Feind im Rücken wußte, löste sich das Bataillon Tillier auf und suchte durch den Wald auf der Straße Rettung. Manche warfen Tornister und Gewehr fort, um ihre Schnelligkeit zu steigern. Der verwundete Hauptmann Ludwig von Effinger rettete die Bataillonsfahne. Länger wehrte sich auf dem rechten Flügel das Bataillon Dachselhofer, das besser durch den Wald gedeckt war. Erst als Rodt mit dem andern Bataillonsstück abgefahren war, und die Umgehung auch hier nahte, löste es sich auf und warf sich in den schützenden Wald. Major Dach-

selhofer urteilte in seinem allzuknappen Dienstbericht wohlwollend: «Bey dem vor sich gegangenen Treffen im Grauholz hat die Mannschaft tapfer stand gehalten, bis die letzte Kanone, die auf dem Wege war, sich zurückzog, und ich zum retiriren commandierte.» Oberst Tillier meldet in seinem Schlußbericht: «Die Truppen waren anfänglich standhaft, aber bei der immer mehr anrückenden Macht der Franken und ihrer Cannonade entsank vielen der Muth, es erfolgte, ohne daß ichs hindern konnte, eine unordentliche retirade, so daß Hauptmann Weber und ich endlich noch circa 20 Mann bei uns hatten, die, so wie wir, endlich umringt und gefangen worden.» Dubi sah diesen Verfall auch. Hauptmann Nagel von Oberdießbach verschmähte die Flucht; am Boden liegend kämpfte er, bis er, mit 20 Wunden bedeckt, überwältigt wurde.

Bis zuletzt harrte Steiger aus, den Tod suchend, kaum noch bei Kräften. Doch die Kugel verschmähte ihn. Schon nahten die Franzosen, und sie seien fast ganz allein dagestanden, berichtet Dubi, der ihn in der Todesnot nicht verließ. Erst als Dubi ihm vorstellte, er könnte in die Gefangenschaft fallen, die ihm das Schmählichste schien, suchte er die Kutsche auf, die weiter zurück hielt. Bereits bestrich das Feuer der 14. Halbbrigade die Rückzugsstraße; aber so nah die Kugeln auch einschlugen, Kutsche und Pferd wurden nicht getroffen und brachten den Schultheißen auf das Breitfeld⁴.

⁴ S. 659 f.